

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer. Kraichgau und Bruhrain. 1943-1943 1943**

89 (30.3.1943)





# Die große Wende an der Südfront

Vom Dnjepr bis Charkow — Von Kriegsberichterstatter Bert Naegle

PK. Um die Februartage war im Süden die feindliche Stellung schwerer als im Norden. Ein riesiges Loch gab es in unserer Front, in das der Feind die Massen seiner Infanterie und Panzer hineintrug, um einmal den Dnjepr-Übergang für den Einfall in das Kernland der Ukraine zu gewinnen und zum anderen die Ukraine zu gewinnen und an der nördlichen Grenze des Industriegebietes von Stalingrad stehenden deutschen Divisionen durch umfassenden Stoß in Richtung des Moskauer Meeres abzuschneiden. Die gegnerische Führung beabsichtigte nicht, die Ukraine und das Donezbecken zurückzugeben, sondern, als mit einem Schlag die Ukraine und das Donezbecken zurückzugeben und gleichzeitig einen neuen großen Keil zu bilden, der, wäre er gelungen, wahrscheinlich den Zusammenbruch unserer Südfront zur Folge gehabt hätte.

Sie sah sich im Geiste der Erfüllung ihrer Pläne bereits so nahe, daß sie ihre abgehenden und seit Wochen ohne genügenden Nachschub an Munition und Verpflegung kämpfenden Panzertruppen durch provisorische Panzer zu neuen Angriffswagen umwandelte, um das eingesenkte Panzernetz als drohendes Gift vor Augen noch in letzter Minute die weitestgehenden Ziele zu erreichen. Die deutsche Führung hatte die sich in das Hinterland ergebenden bolschewistischen Störkräfte zunächst nur wenig schnell zusammengegriffen Einheiten entgegenzusetzen. Sie bildeten entlang des Dnjepr einen dünnen Sicherungsriegel, der nur aus ein paar wichtigen Straßen und Bahnhöfen bestand, wo sie sich trotz der vielen in die Hände des Feindes übergebenen Geschütze behaupteten, bis die durch Umgruppierung freigewordenen oder neuorganisierten Kampfverbände in den Bereitstellungsräumen eingetroffen waren und ihrerseits zum Angriff übergehen konnten. Zunächst wurde die östliche des Dnjepr-Unterlaufes vorhandene Linie, die der General Popoff besetzt hatte, um mit seinen vier Panzerkorps in die tiefe Flanke und den Rücken des feindlichen Spießfühlers unserer Front hineinzuziehen, durch beiderseitigen Fronteinzug mehr vereinfacht. Schon am 22. Februar wurde das kurze Zeit vorher verlorengegangene Raigorod wiedergewonnen, und wenige Tage später war entlang der Samara wieder eine, wenn auch nicht fest zusammenhängende, doch abwehrfähige Front vorhanden, durch welche die sowjetischen Panzerkolonnen nicht nur aufgehalten, sondern stetig weiter nach Nordosten zurückgedrängt wurden. Diejenigen Teile von ihnen, die sich vor dem Zusammenstoßen der deutschen Angriffskolonnen mehr rechtsseitig in Sicherheit bringen konnten, wurden gefesselt und vernichtet.

Ende Februar beginnt sich der Vorstoß der deutschen Angriffskolonnen auf den Raigorod zu zeigen. Die Bahnhöfe der feindlichen Widerstand, der sich besonders an der Bahnhofs-Flammlinie, erreicht und überbrückt. Trotz des schon mit Macht einsetzenden Panzernetzes, trotz völlig verfallener und für Widerfahrzeuge kaum noch passierbarer Straßen wird der deutsche Vormarsch nach Nordosten in Richtung Donez fortgesetzt. Die Aufmarschunterstützung der Verbände des Heeres und bei regnerischem Wetter und tiefhängender Wolkendecke unermüdet. Sie richteten den zurückstehenden sowjetischen Kolonnen die ersten Schüsse der Beschießung an. Der Feind hat die Gefahr, die für ihn im Raum südwestlich von Charkow besteht, klar erkannt. Vom Norden zieht er in aller Eile starke Kräfte heran, um sie der deutschen Armee entgegenzusetzen. Sie werden durch eine schnelle Gegenoperation umschlossen.

Auf dem historischen Boden der ersten Kesselschlacht von Charkow entwickelt sich Anfang März nun die zweite, die unter dem Namen „Kesselschlacht von Raigorod“ in die Annalen der Kriegsgeschichte eingehen wird, und mit der Vernichtung von Teilen des 12. und 15. sowjetischen Panzerkorps und des 6. Gardebataillions vier weitere sowjetische Divisionen. Aber die vier in diesem Raum verbliebenen sowjetischen Armee ist trotz ihrer geringen Bestände an Menschen und riesigen Einbußen an Panzern und schweren Waffen noch hart genug, um den durch Schlamm und Morast sich vorwärtsdrückenden deutschen Divisionen einen Widerstand entgegenzusetzen, der von der Verzweiflung und der Brut entäußelter Hoffnungen getragen ist. An die sich als natürliche

Hindernisse anbietenden kleinen Flussabschnitte trafen sich die Bolschewiken mit ihrer allbekannteren Jagdarmee, die ohne allerdings den Gang des Schicksals aufhalten zu können, unter dem zunehmenden Feuer aller Waffen und unter dem Bombenbegriff der Luftas und vor dem todesmutigen Ansturm der deutschen Grenadiere und Panzergranadiere zerbrach ihre Gegenwehr.

Schon am 1. März war der rechte Flügel der angreifenden Panzerarmee bis an den Donez auf der Höhe von Mjum vorgedrungen, am linken Flügel zu Beginn des Monats die Städte Krasnodar und Wladi, während sich die Divisionen der Waffen-SS am 7. März bis Charkow, durchbohren und im folgenden Tage die große Wende vollziehen ließen. Die nächste Umfassung der Stadt durch die sowjetischen Verbände wird nunmehr deutlich, während sich Panzer- und Infanteriedivisionen im Süden langsam zum Donez vordrängen. Wie eine Kluft in der geöffneten Jange liegt Charkow. Was noch an feindlichen Truppen in ihm steht, wird unter dem zunehmenden deutschen Druck zermalm. Am 11. März löst die Waffen-SS, von Norden und Nordosten einbringend, in die Stadt vor und unterbricht auf gleiche Zeit die größte und mächtigste Nachschubstraße der Bolschewiken, die von Krasnodar her in sie hineinführt. Inzwischen hat sich der eingeschlossene Feindtruppen vollendet und in harten Kämpfen auch die letzten Widerstandskämpfer der Bolschewiken ausgeräubert werden, ist die Masse der deutschen Divisionen sowohl nördlich als auch südlich der Stadt im weiteren Vordringen nach Osten, um dort lebende Kräfte des Gegners einzufangen und ihrer Vernichtung entgegenzuführen.



Aus Schnee und Eis wird Wasser und Schlamm. Auch im mittleren Frontabschnitt, im heiß ampliten Raum von Orel, machen sich unter den wärmenden Sonnenstrahlen die ersten Vorboten der Schlammpfede bemerkbar. Das Schmelzwasser sammelt sich in Straßenrinnen über dem bisher noch festen Untergrund. „Schlupfkolonnen“ sind dauernd unterwegs, um die Nachschubstraßen passierbar zu halten.

Die Meldung über die Wiedereroberung Charkows ist noch nicht verhallt, da bahnt sich in seinem Weichbild schon ein neuer Kessel an, der sich trotz verzweifelter Durchbruchversuche der Bolschewiken immer mehr verengt und binnen kurzem ausgedehnt sein wird. In knapp vier Wochen ist hier unten an der Südfront eine fast aussichtslose Lage gemeldet worden. Der Feind, der sich nach seinen durch Störme von Blut erkaufte Wintererfolgen dem Ziele nahe

glaubte, ist zum Teil von denselben Divisionen, die auf Grund strategischer Notwendigkeiten vor ihm Hunderte von Kilometer zurückgehen mußten, empfindlich geschlagen worden. Sie haben ihm bewiesen, daß es mit der Kraft und dem Siegeswillen des deutschen Soldaten keineswegs vorbei ist, sondern daß er auch unter widrigsten Umständen immer noch die alte Unerbittlichkeit des von einem unüberwindlichen Glauben erfüllten Kämpfers besitzt.

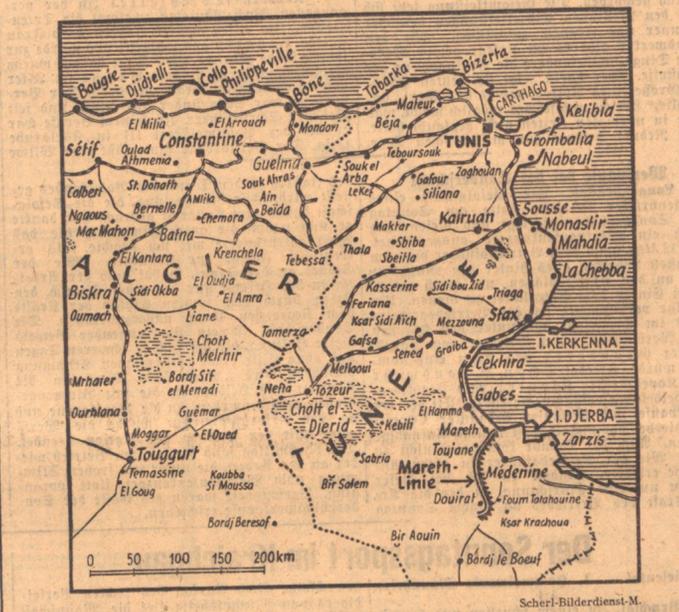
## Die Mareth-Linie

Von Dr. Wolf Dieter von Langen, Rom

Von der Insel Djerba, die Homer „die Insel des goldenen Sandes“ nennt, sieben bis im weiten Bogen bis zu den mit grünem Unterholz bewaldeten Matmata-Bergen die Spuren des „Rimes Tripolitani“, den die Römer im zweiten Jahrhundert nach der Niederlage an der Wüste kommenden Einfälle der Berber fielen. An der Stelle der heute noch zu sehenen französischen Militärlinien und Ingenieure im westlichen dieser Spur zur Anlage einer strategischen Verteidigungslinie zwischen Tunis und Tripolitani, die als eine Art afrikanischer Maginotlinie gegen Angriffe von Osten her gedacht war. Sie erhielt ihren Namen von dem Felden Mareth, der 35 Kilometer südlich des südtunesischen Hafens Gabes liegt. Während 1938 vereinigte Stellungslinien bei Ben Gardane und Medenine angelegt wurden, verläuft die eigentliche Mareth-Linie weiter westlich, und zwar etwa 130 Kilometer von der tunesisch-tripolitani Grenze. Für den Planensatz der Linie, deren Befestigungsanlagen im einzelnen nicht bekannt wurden, sorgte auf der linken Flanke das Meer, während der natürlichen Schutz der rechten Flanke das Atlas-Gebirge, und zumal die nördlichen Ausläufer in den Matmatabergen bilden.

Diese Werke weisen eine Besonderheit in Gestalt zahlloser Höhlenbauten auf, die seit über 2000 Jahren schon vor dem Erscheinen der Römer in dem Gebiet von Berber ausgebaut wurden. Im Laufe des hier seit Jahrhunderten herrschenden Kleinkrieges wurden in vielen Fällen die Höhlenbauten zu unterirdischen Befestigungsanlagen primitiver Art gestaltet, die die Matmata-Berge tiefer zu einem starken militärischen Bollwerk machten, zumal von hier aus die nach Süden verlaufenden und von Gabes ausgehenden Karawanenstraßen überwacht werden konnten.

Im bisherigen Kriegsverlauf blieb die Mareth-Linie außerhalb der militärischen Vorgänge, da es während des kurzen italienisch-französischen Krieges im Juni 1940 zu keinen Kampfhandlungen im tunesisch-berberischen Gebiet kam, bei denen die Mareth-Linie auf ihre Festigkeit erprobt worden wäre. In der Vorbereitung der einheimischen Bevölkerung gilt die Mareth-Linie als das stärkste Bollwerk Nordafrikas, doch spielt hier die morgenländische Phantasie mit. Auch ein Vergleich mit



der Maginot-Linie ist nach Anmerkungen von französischer Seite nicht angebracht. Strategisch günstig verläuft die Linie insofern, als sie das trostlose Steppengebiet von Duerghemma abschließt, das infolge seiner Wasserlosigkeit eben in diesem Raum zum Angriff auf die Mareth-Linie aufmarschierender Armeeschwärme bereit ist. In der Duerghemma finden sich ähnlich wie in West-Tripolitani zahlreiche Quellen und Brunnen, die logenartigen Sotres, Quellen und Lagunen reichlich Salzwasser enthalten und Lagunen und Seen bilden, die mit einer dichten Salzkruste bedeckt sind. Für die in diesem Raum befindlichen Verbände muß dementsprechend

Trinkwasser von Tripolitani aus gebracht werden. Während sich die deutsch-italienischen Truppen im Dezember 1942 bei der Vertreibung der Syrte in einer ähnlichen Lage befanden, liegt die Verteidigungslinie insofern für sie günstig, als sich in den Matmatabergen verlässliche Südwasserquellen und Zisternen befinden, die seit unendlichen Zeiten dort von den Berbern angelegt und ständig ausgebaut wurden. Einzu treten die Erschwerungen im Nachschub für die Mareiter, da der Hauptnachschubhafen Tripolis mehr als 240 Kilometer östlich der Mareth-Linie liegt und der Bedrohung durch die Achsenluftwaffe unterworfen ist.

## Sieben Meier vor die Rohre!

Die Badener schießen gut

PK. An der Westfront. Der Stab der Willi aus Fr... brüllt das Kommando hinüber zu den Männern an den Geschützen, die eben — beim Alarm — aus der frohgedeckten ukrainischen Bauernkate heransgesprungen sind, stolpernd über den matschig-glitschigen Boden bis hinter die hohen Mauern gelblichen Steppenhorbes.

Die ganze Nacht gab es keine Ruhe. Immer wieder raus und ran an die Rohre. Wumm! Ein Feuerstoß. Diesmal ist es ein Punktziel, eine der Matzschum, die den Grenadiere vorne in der Grabenstellung so viel zu schaffen machen.

Den ganzen Tag ist es dunkel in der niedrigen Stube. Hier sitzen sie eng zusammen, die Kameraden der vierten Batterie. Der Obergefreite am Bedienungstisch, der Wachtmeister, Geschützführer und Batterieführer. Und — Ruhe! So nennen sie ihn, ihren Munitionsmi... Original mit Kalmdüsenpfeil, Pelzmütze, langer Peife und Fußwärmern. Er hat wie seine Kameraden der Batterie alles mitgebracht: Belgien, Frankreich, Jugoslawien und dann den Ostfeldzug von Anfang an. Ruhe! Ruhe! den guten Tropfen — wenn er ihn hat — zu schmecken. Sein Wachtmeister ist: „Hör, was Dein Vater spricht. Tapfer schlug sich stets der Deutsche, doch seinen Durst bewahrt er nicht. In mancher kritischen Lage hat seine Ruhe auf die Kameraden ausgestrahlt.“

Ruhe! Ruhe! immer mit dabei, auch damals als sie sich abgeben mußten, als der Gegner nachbrannte und doch immer vergeblich anrannte. Beim Mannschüßerübergang war es, da feuerten alle Rohre hinein in den überaus feindlichen. Die Schiffe lagen gut. Das war großartig. Bei dieser Führung haben wir sie eigentlich immer zusammengehalten.

Damals bei Woroneß haben die Badener einen T M erwirkt. Aus dem Deckungsloch hatten sie ihn anvisiert auf die Höhe des Turmes. Einer rollte in der Dunkelheit vorbei. Aber der nächste — sieben Meier vor die Rohre. Buch. Die 10,5-Granate auf die feindlichen Soldaten. Auch von den aufgeschienenen Sowjetjägern blieb nicht viel. Und bei Elita, als vier Panzer sich immer näher schoben. Auf 1600 Meter. Vollerzitter zwischen Kette und Turm. Das gab ein Hurra! Die anderen drei verschwanden schlenkig.

Es lag meist der Wind, und es dunkelt schon. In hoher Parabel jagt die Leuchtspur blitzschnell die Höhenlinie entlang. Leuchtende Pfeile am Himmel und riesige blaurote Feuerbälle, vier, fünf nebeneinander. Sie blenden weiß und fallen wie Feuerbrennen herab. Ein zauberhaftes Bild am Steppenhimmel, wenn es nicht so bitter ernst wäre. „Verdammt gut schießen die, aber wir können es noch besser.“ Der W. lacht. „Da drüben können sie nicht einmal die Kette ausmachen. So haben wir sie geschickt.“ Seit vierzehn Tagen verliert es der Feind immer wieder mit Artillerie, mit Granatwerfern, mit Salvengeschütz und mit maffierter Infanterie. „Wir haben uns eingeschlossen, und manche Sowjetbatterie hat dran glauben müssen.“

Kriegsberichterstatter Adolf Martin.

## Seltige Gegenangriffe behindern den Feind

\* Rom, 29. März. Der italienische Wehrmachtsbericht vom Montag hat folgenden Wortlaut: Im Südwestabschnitt der tunesischen Front hinderten unter heftigen Gegenangriffen, die von Panzern unterstützt waren, den feindlichen Angriff beträchtlich. Unter dem Druck überlegener feindlicher Angriffe wurden einige besetzte Stellungen geräumt. Italienische und deutsche Flugzeuge griffen in den Kampf ein; deutsche Jäger schossen in Luftkämpfen zwei Maschinen ab.

## Das Urteil

Roman von Arnold Krieger

Alle Rechte bei: Wilhelm Heyne Verlag, Dresden

Den Abschlus hätte Andreas längst beschließen können. Aber es schnitt ihm ins Herz, daß er sich nun für immer von dem geliebten Steinbrüchen trennen sollte. Und doch war es nötig. Vielleicht würden sie erst ganz zur Ruhe kommen, wenn dieser Schritt vollzogen und damit die letzte räumliche Erinnerung an Ernas Mutter der Vergangenheit anheimgegeben war. Er wußte Ern in Bedrängnis. Doch er schloß sich hart und gefestigt, und er würde eine neue Prüfung genau so meistern wie die erste in jener Aufrüstung. „Was ist denn, Ernachen?“ mußte er immer wieder fragen. Er streifte die tränenfeuchten Wangen, er suchte ihren Blick, der sich ihm entsog, den Mund, der verfallen war. An seiner Ruhe richtete sie sich auf. „Du bist so kopflos, Andreas, Lieber!“ Dann erzählte sie ihm von Rogers Anruf und von der Fahrt nach Steitin. „Er äußerte nicht Wort noch Tadel. Aufmerksam hörte er zu. Schließlich meinte er: „Dann machen wir also zurückgeworfen.“ Doch über seine breiten Schultern lief eine Regung von Kraft, und er sagte mit einem verzweifelt „Nein“, das sich nicht gegen sie richtete. „Sol ist betan, die schweren Broden.“ Das trübte neue Ruhe aus. Ein Mann ist etwas ganz anderes, dachte sie. Er hat einen Kopf zum Zurückfahren und Hände zum Zurücklagern.

Andreas packte den Band, schlug ihn unlang in der Mitte auf, hörte nicht auf Ernacs Einspruch und meinte nach kurzer Leung: „Ich wollte nur einmal eine Kopprobe nehmen. Ein solcher Witz scheint das. Da ist also noch eine Unterwelt, die der Rektor nicht kennt, da qualmt's raus. Er ist kein Rechtsgelehrter. Aber wir werden auch da mit Erfolg werden.“

„Es ist weiter vorne“, sagte Erna, „ich vermag leider, ein Verzeichnis einzulegen.“ „Welche Nummer haben wir denn?“ fragte er, düster scherzend. „Sie hatte es vergessen.“

„Es war über hundert.“ Sie begann zu lachen mit unsicheren, nervösen Händen. „Er nahm ihr einen Band weg. Das ist kein Weibergelium.“

„Er las im Verzeichnis. Sie hatte das Verzeichnis gar nicht bemerkt. Doch ehe er an das Eigentümliche ging, vertiefte er sich in die einleitenden Bestimmungen.“

„Alles muß seine Art haben, Erna. Ueberall ist Hand und Fuß dabei.“ Sie zitterte vor Ungeduld. Er aber las halblaut: „Zum allgemeinen Teilbezug gehört folgendes: 1. Das Verhalten muß ein menschliches sein. Nur der natürliche Mensch kann ein Verbrechen begehen. Das wird de lege lata allgemein anerkannt, während de lege ferenda (mit Unrecht) manche die Deliktstafelverbrechen“ fordern. 2. Das Verbrechen muß gewollt sein. 3. Das Verbrechen, da haben wir's schon. Das ist die Nichtschur, das ist der Mord. Das Gewalt muß es sein. Hier, das ist etwas klarer und schlüssiger als das erste: Man bezieht es daher ganz regelmäßig als Handlung und schließt in diesen Begriff auch die verbrecherische Unterlassung ein. Wegen die Ansicht, daß auch die Unterlassung gewollt ist, besonders Radbruch...“

Er sah auf, die Stirne ihm gefurcht, unwillig und zugleich bemüht, eine gewisse Heiterkeit des Gemütes aufrechtzuerhalten. „Aha, das ist wohl ein Name — Radbruch, irgendein Schrotzgelehrter. Aber es ist ja auch überflüssig. Gewollt muß es sein, Ernachen, merk dir's gut!“

„Ich glaube, es war um hundertundsechzig. Gib her, ich finde es.“ „Doch seine Hand lag schwer auf dem Buch: „Ich finde mich schon selber durch.“

„Etwas schneller las er: „1. Das Verhalten muß ein schuldhaftes sein. Das Verbrechen bezeichnet man häufig als den subjektiven oder inneren Tatbestand und stellt diesem den objektiven oder äußeren gegenüber.“

Wieder blickte er auf. Sein Gesicht glänzte: „Das jagt alles! Das Verhalten muß ein schuldhaftes sein. Damit sind wir ein für allemal freigesprochen und vor weitere Beschuldigungen sicher. Der Rektor hat recht. Wir haben eben die Frage. Aber vielleicht hast du dich überhaupt vergrübelt.“

„Ich zeige es dir jetzt, Andreas. Da steht, daß niemals, unter keinen Umständen eine Ehe zwischen Stiefvater und Stiefsohn erlaubt werden kann, und wenn sie einmal verheiratet geschloffen worden ist —“

„Dank!“ rief er aus. „Was ist das für ein planter Unimil Stiefvater und Stiefsohn! Bist du etwa meine Stiefmutter? War ich denn mit deiner Mutter verheiratet?“

„Dem Papier nach —“ „Papier ist gar nichts!“ unterbrach er sie heftig. Er zwang sich zur Ruhe. Er streifte ihr über die Stirne, die er wenig feucht war von der Anstrengung des Denkens und von dem reißenden Weh. Er blätterte wieder: „Aha, § 13. Die Todesstrafe ist durch Enthauptung zu vollziehen. Intramarriage unter Strafziehung von Solennitätszeugen. — Schwert, Beil oder

Ballbeil. Na, dahin kommen wir wenigstens nie.“

Schließlich fand er auch den § 173. Er wurde ganz still. Während er, die Lippen kumm bewegend, sich mehrmals durch das Geirupp der Erläuterungen arbeitete, las sie angstvoll in seinen Zügen.

Schließlich klappte er das Buch mit einem dumpfen Klapp auf und sagte: „Dann hilft es eben nichts. Und er fand auf. „Wie meinst du das?“ fragte sie, zu ihm hochblickend. „Ankunft will ich haben, Bescheid.“

„Du willst wieder zum Rektor?“ „Wie soll ich das?“ fragte sie schau. „Er ist eben doch nicht ganz zurecht. Ich will mit dem Mann sprechen, dessen Amt es ist.“

„Das hat noch Zeit, Erna. Das behalten wir uns noch vor. Ich gehe morgen aufs Amt. Ich will den Vermerk sehen.“

„Da, Erna, gerade das meine ich. Und dann wird ein Schlußricht druntergelekt. Dann heißt es: Ja und Amen!“ Er stieg mit dem Knöchel gegen den Rücken des Buches: „Und mit dem Knöchel da kannst du im nächsten Winter den Den heißen.“

Der Stabesbeamte Erich Reglaff hatte an diesem Vormittag nicht viel zu tun, und er konnte mit gutem Gewissen die Frühstückspause ausdehnen. Ein helles Hand vor ihm mit tadelloser Blume. Die Schritten waren in Seidenpapier gewickelt, da Reglaff die Verwendung von Pergamentpapier für diesen Zweck seiner Wehr unterlag hatte. Er war einer der eifrigsten Betreiber der Gedenkbücher, wenn ihm auch nie etwas Gekleidetes dazu einfiel. Im letzten Winter war Wolke besonders durch die Verleumdung der vielen kleinen Fäden in finanzielle Schwierigkeiten geraten. Ging es in jener Zeit den mei-

sten Städten des Reichs miserabel, so hand es mit Wolke zum mindesten schon ziemlich schlecht, und die Kurve des Wohlstandes sank weiter ab, wenn nicht bald etwas Ausichtsvolles unternommen wurde.

Vielleicht wäre die Tragödie Mantens in diesem Jahre noch nicht zum Ausbruch gekommen, hätte nicht die allgemeine Stimmung eine Tendenz nach dem Reputabeln aufgewiesen, die entschiedene Abkehr von allem, was zweifelhaft und nicht ganz ehrenwert war.

Vor Reglaff lagen Häufchen verschiedener Formulare, Heiratsheine, Geburtsheine, Todesheine. Oben war der Raum für die Registriernummer, unten ein gepunkteter Kreis, in dem eingedruckt stand: Siegel des Standesamts.

In diesem Augenblick klopfte es. Nach ließ er das Vergrößerungsglas in einer Schublade verschwinden, und dann sagte er mit gedehntem Nachen-R: „Herrein!“

„Ein Mann kam herein, langsam, oder war es ein Herr? Jetzt erkannte ihn Reglaff. Ein unerwarteter Besuch!“

„Was verschafft mir die Ehre, Herr Mantens?“

„Er wandte den Grad von Höflichkeit an, den er einem bestimmten, angezogenen Personkreis vorbehielt. Mantens war ein ziemlich einflussreicher und vermöglicher Mann, mit dem sich auch die Behörden gut ließen. Man munkelte von großen Projekten, die bereits von verschiedenen Ministerien gebilligt sein sollten. „Ich bitte um eine Auskunft.“ „Gerne, Herr Mantens. Ich freue mich, Ihnen behilflich zu sein. Wir werden uns jetzt überhaupt näherkommen.“

Mit grober, dunkler Stimme fragte er zurück: „Wie meinen Sie das?“ (Fortsetzung folgt)





